

copyrights

Herausgegeben von Dirk Baecker und Elmar Lampson
Universität Witten/Herdecke, Fakultät für das Studium fundamentale

Band 8

»Bitte nie zu sagen, ›das ist langweilig, das kenne ich schon«. Das ist die größte Katastrophe! Immer wieder sagen, ›ich habe keine Ahnung, ich möchte das noch einmal erleben.« (Heinz von Foerster)

Unter diesem Motto Heinz von Foersterns steht die von Dirk Baecker und Elmar Lampson herausgegebene Buchreihe »copyrights«. Der Titel ist Programm. Die Buchreihe greift Themen aus Wirtschaft und Politik, Wissenschaft und Kultur, Kunst und Erziehung auf und kopiert sie in Texte, Interviews, Bilder und Töne, um herauszufinden, ob unsere Kopierverfahren uns nicht längst in die Irre führen. Aus der Art und Weise, wie wir von den Kopien, auf die wir uns berufen, abweichen, leiten wir unsere Rechte ab. Aber woher wissen wir, ob nicht die Abweichung die treueste Kopie ist?

Dirk Baecker (Hg.)

Viele Gelder

Mit Beiträgen von

Dirk Baecker · Tobias Haumer
Lisa Kirfel-Rühle · Bernard Lietaer
Axel T. Paul · Mark S. Peacock
Birger P. Priddat · Stefan Roemer-Blum

978680

Kulturverlag Kadmos Berlin

Inhalt

Vorwort	7
DIRK BAECKER Geldfunktionen und Medienkonkurrenz	12
BERNARD LIETAER Terra oder die Zukunft des Geldes (mit einem Interview mit B. Lietaer, geführt von L. Kirfel-Rühle und S. Roemer-Blum) ..	31
LISA KIRFEL-RÜHLE Reiki-Heilung gegen Rasenmähen: Eine Kleingeldgeschichte aus Neuseeland	75
TOBIAS HAUMER Das Fureai-Ticket	88
MARK S. PEACOCK Die volkswirtschaftliche Analyse einer neuen Geldform: Der Fall lokaler Tauschringe	93
BIRGER P. PRIDDAT Rätsel Geld: Anderes Geld	120
AXEL T. PAUL Blüenträume: Über einige Schwierigkeiten beim Versuch, die Zukunft des Gelds zu gestalten	149
Anmerkungen	181
Autorinnen und Autoren	189

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter www.ddb.de abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © für die deutsche Ausgabe 2003, Kulturverlag Kadmos

Berlin. Wolfram Burckhardt

Alle Rechte vorbehalten

Internet: www.kv-kadmos.com

Umschlaggestaltung: Readymade, Berlin

Umschlagphoto: Christoph Sanders

Gestaltung und Satz: Readymade, Berlin

Druck: AAlexx, Großburgwedel

Printed in Germany

ISBN 3-931659-38-0

Wegen ihrer Tendenz, die ›leichten Tätigkeiten‹ eher verwenden zu können als die höherwertigen, sind sie keine Qualifizierungsinstanzen, die einen *Wiedereintritt* in den Normalarbeitsmarkt vorbereiten, sondern kaschierte *low-income*-Zonen, die ihre Mitglieder nicht zu Investitionen in ihr *Humankapital* anreizen. Damit fallen sie in einer Wissensgesellschaft aus dem allgemeinen Qualifizierungstrend heraus und bilden womöglich Reservate der ›einfachen Arbeit‹, die sie durch Solidaritätszuschreibungen adeln.

Sind die LET-Systeme möglicherweise riskante Experimente? Oder sind sie Lösungen, unangemessene Anforderungen an Qualifizierungen durch eigene Club-Lebens-Formen – *new work communities* – sozial zu legitimieren?

Es geht letztlich gar nicht mehr um das Geld, sondern um Clubformen gegenseitiger Hilfe, eine archaische – oder eine zukunftssträchtige? – Form der *Dienstleistungsökonomie*. LET-Geld ist *non-market money*, das als Beschäftigungsagens wirkt und das marktferne Beschäftigungsformen kultiviert.

Das kann kulturbildend sein, aber man darf nicht übersehen, daß die LET-Systeme neue Klassen bilden: zwischen den *marketable men* und den *non-marketable* LET-Angehörigen. Wenn wir die Kosten dieser Differenzierung akzeptieren, können LET-Systeme neue soziale Arenen werden. Sie gewinnen ihre Legitimation auf Kosten der Vorstellung von der Gleichheit der Menschen.

Blütenträume:

Über einige Schwierigkeiten beim Versuch, die Zukunft des Geldes zu gestalten

AXEL T. PAUL

Zum ersten Mal stieß ich im Herbst 1999 im Feuilleton der *Süddeutschen Zeitung* auf den Namen Bernard Lietaer. Lietaer, Professor für Wirtschaftswissenschaften in Berkeley, so hieß es dort, bemühe sich um die Wiederbelebung der Lehren des Freiwirtschaftlers Silvio Gesell. Dieser hatte zu Beginn des letzten Jahrhunderts gegen den Zins als volkswirtschaftlichen Übeltäter, als Wurm im eigentlich soliden Gebälk des Kapitalismus angeschrieben. Mein Versuch, mir das in dem Artikel zitierte und nachdrücklich gelobte Buch Lietaers *Das Geld der Zukunft* zwecks weiterer Prüfung zunächst einmal bibliothekarisch zu besorgen, schlug allerdings fehl. Das Buch gab es noch nicht. Der Artikel verschwand im Altpapier und Lietaer aus meinem Gedächtnis. Durch Zufall fiel dann viele Monate später nicht das besagte Buch, sondern der Begleitband über das *Mysterium Geld* in meine Hände. Die auf dem Umschlag abgebildete giftgrüne Schlange, die eine Münze im Maul hält, spricht: vom Baume der monetären Erkenntnis gegessen hat, mochte noch als schaumschlägerischer Einfall des Verlags durchgehen, der Untertitel »Emotionale Bedeutung und Wirkungsweise eines Tabus«, das Inhaltsverzeichnis (»Ying, Yang und Jung«, »Die Unterdrückung der großen Mutter« oder »Die Spur der Schwarzen Madonna«) und vollends Thesen wie die, daß Finanzkrisen ein Hinweis darauf seien, »daß archetypische Schatten immer wieder hervortreten«,¹ schienen mir eine aufmerksame Lektüre und erst recht eine ernste Beschäftigung mit dem Autor dann aber doch zu erübrigen.

Um so erstaunter war ich, als Dirk Baecker mich darauf ansprach, ob ich mich an einem Sammelband über Lietaer beteiligen wolle. Ich schätze Baecker als klugen, belesenen und bedachten Autor, dem es um Aufklärung, nicht aber um das Werfen von Nebelbomben oder nur das

Entschleiern von Unsinn zu tun ist. Etwas mußte also dran sein an Lietaer, das die Beschäftigung lohnt. Tatsächlich ist *Das Geld der Zukunft* ein ungleich vernünftigeres und das heißt zunächst einmal nicht mehr als ein überhaupt diskutables Buch. Das in diesen Band aufgenommene Interview dokumentiert ebenfalls, daß mit Lietaer, einem ehemaligen Zentralbank- und Hedge-Fonds-Manager, ein früherer Praktiker der weltumspannenden Hochfinanz nicht nur Kritik an immer noch zuviel Staat üben und weitere Deregulierung anmahnen kann, sondern aus Einsicht in die »inhärente Instabilität«² des Finanzsystems durchaus auch für eine grundlegende Reform desselben eintreten kann. Baecker hatte Recht: Man kann sich Lietaers Thesen stellen, auch wenn eine direkte Auseinandersetzung mit Gesell, auf dessen Ideen Lietaer sich zentral bezieht, oder Hayeks Vorschlägen zur Entstaatlichung des Geldes fruchtbarer wäre, weil diese einerseits komplexer argumentieren und andererseits empfindlicher sind für die praktischen Schwierigkeiten, auf die eine Generalrevision unseres Geldwesens stieße. Doch vielleicht muß man die Diskussion über die Zukunft des Geldes dort aufnehmen, wo sie heute steht, und sich auch und gerade auf Autoren wie Lietaer einlassen, um – auch diesseits der politischen Askese soziologischer Aufklärung – vor allzuviel Enthusiasmus zu warnen.

Zunächst: worum geht es Lietaer? Was soll die Reform unseres Geldwesens bezwecken? Auf welche Probleme reagiert er mit seinem Vorschlag, als Geld der Zukunft zinsfreie Komplementärwährungen einzuführen? Er zielt auf nicht weniger als die gleichzeitige Lösung von vier veritablen Problemen: des Arbeitslosen-, des Renten- und des Umweltproblems sowie des auf den ersten Blick vielleicht nur für Spekulanten bedeutsamen Problems der Instabilität auf den internationalen Finanzmärkten. Er interpretiert oder reformuliert diese Probleme so, daß das Geld in seiner heutigen Verfassung als der ihnen gemeinsame Kern hervortritt. Er meint damit mehr und anderes, als daß die Lösung aller Probleme Geld kostet oder daß Wirtschaftsinteressen alternative Motive sozialen Handelns dominieren. Nein, die Natur unseres Geldes, genauer: dessen »begrenzte Funktionalität«³ läge den vier Einzelproblemen zugrunde.

Die Instabilität auf den Finanzmärkten, um mit dem Offensichtlichen zu beginnen, sei im Kern dem Mangel eines stabilen Wertmaß-

stabs geschuldet. Das Arbeitslosen- und das Rentenproblem hätten zwar in der Informationstechnologie einerseits und der medizinisch und wohlfahrtsbedingten Verlängerung der durchschnittlichen Lebenszeit andererseits ihre eigentlichen Ursachen, würden aber erst dadurch zu einer neuen sozialen Frage, daß ein einheitliches, zentral verwaltetes Geld die Tauschbedürfnisse und vor allem die vorhandenen Tauschpotentiale der Erwerbslosen und Alten blockiere. Und die ökologische Katastrophe schließlich drohe uns, weil ein kurzfristiges Zinsinteresse – oder, anders gesagt, die Möglichkeit, aus Geld Geld zu machen – langfristige und vor allem nachhaltige Investitionen systematisch benachteilige.

Die vier Probleme stellten gewissermaßen die vier Blätter eines Kleeblatts dar, dessen Stiel das Geld in seiner jetzigen Verfassung bilde. Die drei klassischen Geldfunktionen, Wertmaßstab, Tauschmittel und Wertspeicher zu sein, würden von dem Geld, wie wir es heute kennen, zu schlecht beziehungsweise zu gut erfüllt: ein (internationaler) für Kalkulationszwecke unverzichtbarer Wertmaßstab fehle; als Tauschmittel werde weitgehend nur das zwar aus nachvollziehbaren Gründen, aber mit prekären Folgen knapp gehaltene Zentralbankgeld verwendet; und als Wertspeicher endlich sei Geld dysfunktional, weil es als solches der Zirkulation entzogen werden könne, in die es doch eigentlich gehöre. Stimmt diese Analyse, dann hätte man zumindest das Problemfeld ein Stück weit geordnet. Ob damit zugleich ein Einsatzpunkt gefunden ist, das heißt, ob der Zusammenhang der drei Geldfunktionen sich erstens überhaupt auflösen und zweitens, sollte dies möglich sein, so rekonfigurieren läßt, daß das Kleeblatt gepflückt werden kann, ist eine andere Frage.

Es ist selbstverständlich unmöglich vorherzusehen, ob Lietaers Vorschläge, selbst wenn die Menschen – die, wie er vielleicht etwas naiv und vorschnell meint, »eigentlichen Kräfte des Wandels«⁴ – sie begierig aufgriffen und wie vorgesehen in die Praxis umsetzten und die vier Probleme (oder, bescheidener, auch nur eines von ihnen) tatsächlich aus der Welt schafften. Man muß den Wert und die Chancen der sozialen oder politischen Planung nicht völlig bezweifeln, um zu wissen, daß die Wirklichkeit der Idee immer wieder ein Bein stellt und es anders kommt, als man denkt. Insofern genügte es, Lietaers Versprechen, daß »bewährte [sic!] Währungsinnovationen [...] die vier ›Geld-

fragen« [...] lösen und den nachhaltigen Wohlstand schon innerhalb einer Generation verwirklichen können«,⁵ höflich als liebenswerte Spinnerei oder offener als hypertrophe Potenzphantasie abzutun. Ich kann nicht verhehlen, daß mir nicht nur Lietaers mystisch-mythisches Geraune unbehaglich ist, sondern ebenso sehr sein bekehrend-erweckender Ton, in dem er behauptet, die Welt würde schon besser, wenn man nur auf ihn hörte. Diese nicht völlig nebensächlichen Vorbehalte sollen einer Erörterung des sachlichen Kerns seiner oder genauer: der von ihm wiederaufgelegten Thesen jedoch nicht im Wege stehen. Dafür sind sie – nach wie vor – zu originell.

Ich werde im folgenden Lietaers Vorschlag, zinsfreie Komplementärwährungen einzuführen, nach seiner lokalen und seiner globalen Seite hin ausdehnen und jeweils mit der Erörterung praktischer Schwierigkeiten beginnen (Abschnitte I und IV), bevor ich auf die grundsätzlichen, nur mit einigem theoretischen Aufwand zu behandelnden Probleme zu sprechen komme, die in seinem Vorschlag stecken (Abschnitte II und V). Zwischen die Erörterung der lokalen und der globalen Dimension ist ein Abschnitt eingeschaltet (III), in dem ich ein wenig ausführlicher auf die Gründe für die inhärente Instabilität der Finanzmärkte eingehe, als Lietaer dies tut. Auf Hayek werde ich verschiedentlich, auf Gesell hingegen vornehmlich im Schlußabschnitt zu sprechen kommen.

I.

Komplementärwährungen sind zusätzlich zu den existenten Währungen auf spezifische Belange beziehungsweise das partielle Ungenügen (»die eingeschränkte Funktionalität«) eben dieser Währungen zugeschnittene Gelder. Sie sollen den Euro, den Dollar oder den Yen nicht ersetzen, sondern ergänzen. Ein ähnlicher, Lietaer entweder nicht bekannter oder von ihm nur nicht erwähnter, Vorschlag stammt von Friedrich August von Hayek, der in den siebziger Jahren die Trommel für eine Entstaatlichung des Geldes gerührt hatte.⁶ Hayek hielt eine »Freigeldbewegung«, die sich für die private, an keinerlei staatliche Grenzen oder Regularien gebundene Emission von »konkurrierenden Umlaufmitteln« stark machen sollte, für ebenso notwendig, wie es die

Freihandelsbewegung für das 19. Jahrhundert gewesen sei. Es gebe keinen sachlichen, und das heißt bei Hayek: keinen wirtschaftlichen Grund, warum das Geld durch staatliche Prärogative vom Entdeckungsverfahren des Wettbewerbs ausgeschlossen werden solle. Im Gegenteil, allein die freie Währungskonkurrenz sei in der Lage, den wirtschaftlichen Akteuren dasjenige oder diejenigen Tauschmittel zu liefern, die ihrem »eigentlichen«, nämlich kalkulatorischen Bedürfnis nach Wertkonstanz am besten gerecht werde.⁷ Hayek schrieb nicht nur in den relativ inflationsreichen Siebzigern, sondern die Inflation als solche (und nicht etwa die Deflation, die Spekulation oder der Zins) galt ihm grundsätzlich als Hauptgefahr für das Geld. Und der Hauptverantwortliche für die tatsächliche Inflation sei der Staat, der es sich aufgrund seiner angemessenen monetären Privilegien, im wesentlichen dem Geltungsmonopol seiner Münzen und Noten innerhalb des Staatsgebiets, leisten könne, seinen Schlendrian mit immer neuen Defiziten zu finanzieren.⁸ Private, stets von Konkurrenten bedrohte Tauschmittelanbieter hingegen könnten es sich bei Strafe ihres Untergangs nicht erlauben, den Wert »ihres« Tauschmittels beziehungsweise der von ihnen in Form eines Tauschmittels angebotenen Recheneinheit verfallen oder nur merklich schwanken zu lassen. Fiele das staatliche Geldmonopol, so Hayeks Prognose, verschwände »schlechtes« Geld.

Lietaers Vorschlag unterscheidet sich nun nicht nur dadurch von demjenigen Hayeks, daß es ihm überhaupt nicht um die Abschaffung oder Überwindung der staatlichen Gelder oder Geldpolitik zu tun ist. Er sieht vielmehr, daß unser Weltwährungssystem, in dem heute weitgehend zwischenstaatliche Währungskonkurrenz herrscht, wenigstens was die relevanten Leitwährungen anbelangt, ohne die seit den achtziger Jahren regelmäßige Intervention der Zentralbanken auf den Finanzmärkten, ihre Absprachen und zum Teil vereinten Anstrengungen schon längst zusammengebrochen wäre.⁹ Zudem, und dies ist die zweite Differenz, geht Lietaer davon aus, daß nicht die Inflation, sondern daß auf globaler Ebene die Spekulation und auf lokaler die Knappheit oder genauer der Preis des staatlichen Geldes das eigentliche Problem darstellt.

Seit Mitte der achtziger Jahre ist die Inflation in den westlichen Ländern tatsächlich kein ernsthafter Störfaktor mehr gewesen. Die Gründe für diesen zumindest zeitweiligen Sieg über die Inflation sind jedoch nicht mit letzter Sicherheit zu identifizieren, zumal eine

monetaristische Geldmengenpolitik, die darauf abzielt, die Geldmenge der Umlaufgeschwindigkeit und vor allem natürlich dem Wachstum beziehungsweise der Schrumpfung des Bruttosozialprodukts anzupassen, entgegen allen offiziellen Verlautbarungen der Zentralbanken sich in der Praxis als nicht durchführbar erwiesen hat.¹⁰ Zu unklar, weil schlicht nicht sinnvoll zu operationalisieren, ist die Vorstellung einer extern durch die Zentralbanken und ihre Notenpressen steuerbaren Geldmenge. Die in Hinblick auf die europäische Wirtschafts- und Währungsunion politisch gewollte sowie die durch die internationale Standortkonkurrenz erzwungene Haushaltsdisziplin der Staaten, vor allem aber die gestiegenen Realzinsen, die von den Zentralbanken zwar ebensowenig wie die Geldmenge per *ordre de mufti* festgesetzt werden können, über den Rückfinanzierungssatz für Privatbanken, Offenmarktgeschäfte und, last not least, die süße Kunst der Verführung aber doch eher als diese zu manipulieren sind,¹¹ haben gewiß dazu beigetragen, die Inflation in den Griff zu bekommen.

Eine in der Wirtschaftstheorie weithin übergangene oder gar nicht erst erwogene neokeynesianische Überlegung, welche Faktoren sonst eine Rolle gespielt haben könnten, lautet, daß die Liberalisierung und Expansion der Finanzmärkte, daß, mit anderen Worten, die Spekulation der Inflation reichlich Wind aus den Segeln genommen hat.¹² Kritikern der Spekulation dürfte diese These kaum gefallen. Doch auch wenn man sie nicht weiter verfolgt, gilt, was nicht allein Lietaer unangenehm aufstößt, daß man sich den Sieg über die Inflation mit steigenden Arbeitslosenzahlen erkaufte hat. Das Geld durch hohe Kreditzinsen zu verteuern, heißt eben nicht nur, den »natürlichen«, dem Appetit auf einen kleinen Extraprofit geschuldeten Preisauftrieb zu drosseln, sondern auch Konsumpotentiale einzuschränken und Investitionsprojekte abzuwürgen, die bei niedrigeren Zinsen zum Tragen gekommen wären. Man hat den Teufel der Inflation gewissermaßen mit dem Beelzebub der Arbeitslosigkeit ausgetrieben. Auch wenn diese gewiß nicht allein der Hochzinspolitik zuzuschreiben ist, wird sich kaum bestreiten lassen, daß zwischen Inflationsbekämpfung und Vollbeschäftigung oder, wenn man diese altertümlichen Begriffe nicht scheut, Kapital und Arbeit zumindest ein Zielkonflikt besteht.

Dieses Dilemma will Lietaer mit seinem Vorschlag auflösen, Komplementärwährungen neben dem staatlichen Geld zu schaffen. Er konsta-

tiert zu Recht, daß in vielen Fällen der Handel mit beziehungsweise der Tausch von Gütern und vor allem Dienstleistungen nicht etwa deshalb ausbleibt und so Arbeitslosigkeit erzeugt, weil es an Waren und (daraus qualifizierter) Arbeitskraft fehlt, sondern weil kein erschwingliches, möglichst sogar kostenneutrales Tauschmittel zur Verfügung steht.¹³ Eine unnötige Fixierung auf den anonymen Gesamtmarkt und erst recht das staatliche Verbot von Komplementärwährungen zwingt die wirtschaftlichen Akteure dazu, sich nur dann auf Lohnarbeit einzulassen, wenn diese in der jeweiligen Landeswährung bezahlt wird. Damit aber steht der potentielle Käufer von Agrarprodukten in Apulien, Vorpommern oder der Extremadura in Abhängigkeit von der Zinspolitik der Europäischen Zentralbank in Frankfurt, die ihre Entscheidungen, das Geld zu verteuern oder zu verbilligen, selbstverständlich nicht von der konkreten Lage in Europas armen Regionen, sondern bestenfalls von gesamteuropäischen Durchschnittsdaten und außenwirtschaftlichen Größen wie der US-Konjunktur oder Wechselkursentwicklungen abhängig macht, auch wenn unser potentieller Käufer zum Beispiel Handwerksleistungen anzubieten hat, die vor Ort durchaus nachgefragt werden. Die auf der einen Seite zur gesamtwirtschaftlichen und damit politischen Selbstbehauptung Europas unvermeidliche Einigung auf ein einziges Geld bringt auf der anderen Seite also die Verschärfung des besagten Widerspruchs von Austeritäts- und Beschäftigungspolitik mit sich.

Anstatt daß das Geld den Tausch erleichtert, indem es das Problem der doppelten (quantitativen wie qualitativen) Koinzidenz der Wünsche löst, erschwert und verunmöglicht es ihn sogar, wenn es der Zirkulation durch steigende Zinsen entzogen wird. Entzogen wird es damit nicht allein dem Handel, sondern auch die Investitionen bleiben aus. Dies war das Keynesche Thema. An die Stelle staatlicher Ausgabeprogramme will Lietaer nun aber die Einführung, wo notwendig, die Genehmigung und Förderung von, aber auch die Aufklärung nicht zuletzt der politisch Verantwortlichen über Komplementärwährungen setzen. Die Bereitstellung oder vielmehr die selbstorganisierte und selbstverantwortete Schaffung von lokalen beziehungsweise bereichsspezifischen Tauschmitteln, wie schon jetzt von etlichen Initiativen vor allem in Nordamerika und Europa verwirklicht,¹⁴ zielt darauf, den durch den Mangel an Zentralbankgeld stillgestellten Überschuss an Waren und Dienstleistungen

zum Wohle aller zu mobilisieren – und zwar ohne Inflationsdruck zu erzeugen. Denn einerseits, so die Idee, entspricht dem zusätzlichen Geld ein zusätzliches Angebot, das ansonsten gar nicht zum Vorschein käme, und andererseits werden Komplementärwährungen nur in dem Umfang geschaffen, in dem die Teilnehmer Güter tauschen und Leistungen erbringen. »Wechselseitige Kreditsysteme haben [...] den Vorteil, daß sich die Geldmenge stets selbst reguliert.«¹⁵ Selbst wenn eine solche Selbstregulation eher dem Ideal als der Wirklichkeit der Tauschringe entspricht¹⁶ und die von Lietaer an diese geknüpfte Hoffnung, sie vermöchten den Handel in nennenswertem Umfang beleben, wahrscheinlich überzogen sind: die Zentralbanken beziehungsweise die Regierungen hätten lokale Komplementärwährungen nicht nur nicht zu fürchten, sondern sollten sie im Sinne einer monetären Sozialpolitik sogar fördern. Öffentliche – wohlgerne strukturelle und nicht substantielle – Anreize zur monetären Selbstverwaltung, wie es sie in den zwanziger und dreißiger Jahren ansatzweise gegeben hatte,¹⁷ könnten teure und auf Dauer auch unbezahlbare Transferleistungen in wirtschaftsschwache Gebiete wenn nicht ersetzen, so doch wenigstens ergänzen. In diesem Punkt ist Lietaer durchaus beizupflichten.

Damit sind die praktischen Schwierigkeiten, die sich der Einführung und dem Betrieb lokaler Komplementärwährungen entgegenstellten, freilich nicht vom Tisch. Ein nicht unwesentliches Problem zum Beispiel besteht darin, daß irgendwie festgelegt werden muß, zu welchem »Kurs« innerhalb einer Währungskooperative Rasenmähen gegen Nachhilfestunden getauscht werden kann. Würden zwei Nachbarn sich einfach wechselseitig unter die Arme greifen, wäre der faktisch »gezahlte« zugleich der »richtige« Preis. Sobald jedoch mehrere an einem Tauschring beteiligt sind – und das schließlich ist sein Sinn –, muß die Gruppe sich darauf verständigen, ob und, wenn ja, um welchen Faktor die Gesundheitsberatung des Arztes teurer oder wertvoller ist als ein Behördengang für den gehschwachen Witwer.¹⁸ Solange lediglich einfache Handreichungen außerhalb der regulären mit regulärem Geld entlohnten Berufsarbeit getauscht werden, mag man sich auf einen effektiven Stundenstandard verständigen: eine Stunde Gartenarbeit entspräche dann einer Stunde Gitarrenunterricht. Sobald jedoch in langen Lehr- und Ausbildungszeiten erworbene Qualifikationen oder mit einigem maschinellen Aufwand verbundene Tätigkeiten

in einem über die Nachbarschaftshilfe in der Feierabendkolonie hinausgehenden Maße gegen Allerweltsjobs getauscht werden sollen, wird man um die Einführung von gewichteten Arbeitsstunden nicht umhin kommen. Der Wechselkurs von Arztsprechstunden und Behördengängen müßte zwar nicht für alle Zeiten festgelegt werden, sondern könnte in regelmäßigen Abständen auf Vollversammlungen der Genossenschaftler den örtlichen Angebots- und Nachfrageschwankungen angepaßt werden, die vollständige, marktwirtschaftlich korrekte Freigabe der Preise ist jedoch keine gangbare Alternative, wenn der Tauschring seinen Zweck erfüllen soll, den Handel auf lokaler Ebene zu stimulieren und die aus dem Wirtschaftskreislauf aus allgemeinem Mangel an Zentralbankgeld Ausgeschlossenen zu reintegrieren.

Eine genossenschaftliche Organisation des Handels stößt also dort auf Grenzen, wo er mit den nur auf dem »freien« Markt zu realisierenden Konsumwünschen und Verdienstchancen einzelner Genossenschaftler kollidiert. Warum sollte man vor Ort ertauschen, was sich aus der Ferne billiger beziehen läßt? Selbst wenn man wie Lietaer in den neuartigen Informations- und Kommunikationstechnologien nicht nur den strukturellen Grund für das Verschwinden der Arbeit und, damit verknüpft, die zunehmende Unbezahlbarkeit der überkommenen Sozial- und Rentenversicherungssysteme sieht, sondern zugleich eine Chance zur effizienteren und raumgreifenderen Organisation von Tauschringen – »Wo die Gefahr wächst, da wächst das Rettende auch!« –, steht bedauerlicherweise nicht zu erwarten, daß die Einführung von Komplementärwährungen auf lokaler Ebene das Arbeitslosen- und Rentenproblem auch nur ansatzweise lösen könnte.

II.

Eine weitere, grundsätzlichere Frage lautet, ob Lokalwährungen, so sehr sie wirtschaftlich Sinn machen mögen, auch mit der Sozialstruktur funktional differenzierter Gesellschaften kompatibel sind. Lietaer hat vollkommen Recht, wenn er feststellt, daß »Gemeinschaften zerfallen, wenn einseitige Geldgeschäfte den Gabentausch ersetzen«,¹⁹ nur gilt auch umgekehrt, daß das Geld nicht nur entfremdet, sondern zugleich eine Form von Gesellschaft ermöglicht, die den Individuen zuvor

ungekannte Freiheiten eröffnet (sie allerdings ebenso auf die strategische Ausnutzung dieser Freiheiten verpflichtet) und damit den Gemeinschaftsphantasien und Vergemeinschaftungsexperimenten einzelner zuallererst Raum gibt.²⁰ Wer einem anderen Mitglied eines Tauschrings nicht zunächst den Rasen mäht oder eine Kiste Kirschen zur Verfügung stellt, so lautet das Prinzip der von Lietaer propagierten, sich selbst regulierenden Lokalwährungen, erwirbt gegenüber den übrigen Mitgliedern des Tauschrings auch kein auf Geldzetteln dokumentiertes Anrecht auf Nachhilfestunden für seine Kinder oder Sonntagsbrötchen aus der Bäckerei an der Ecke.

Dieses Modell beruht auf Freiwilligkeit; darin liegt sein Reiz – aber auch seine Schwäche. Richtig ist, daß die Freiwilligkeit, hat man sich nur erst zur Teilnahme entschlossen, Selbstbindungskräfte erzeugt, insofern jeder Leistung unmittelbar ein einlösbarer Anspruch entgegensteht. Die absolute Wachstumsgrenze solcher semiautarken Tauschringe liegt im Leistungspotential oder genauer in den mobilisierbaren Überschüssen ihrer Mitglieder. Ihre relative Wachstumsgrenze dürfte allerdings noch enger gezogen sein, insofern Komplementär- oder Zettelwährungen niemals dieselbe Freiheit versprechen, die herkömmliches Geld so begehrt macht.

Vielleicht, so könnte man sich im Anschluß an die Überlegungen des vorstehenden Abschnitts ausmalen, hätte der wirtschaftliche Zusammenbruch Ostdeutschlands nach 1989 wenn nicht verhindert, so doch gelindert werden können, hätte man nur ein wenig länger an der Ostmark festgehalten, wie immerhin auch der damalige Bundesbankpräsident Pöhl und der damalige Kanzlerkandidat der SPD Lafontaine vorgeschlagen hatten. Pöhl trat zurück, und Lafontaine verlor die Wahl, weil ihre Vorstellungen von der damaligen Bundesregierung und den Wählern abgelehnt wurden. Aber warum wollten die DDR-Bürger die D-Mark nach dem Fall der Mauer so schnell wie möglich haben? Offensichtlich war der Glaube, den Osten nach 40 Jahren relativer Güterknappheit durch die bloße Einführung der D-Mark am von dieser verkörperten Wohlstand teilhaben lassen zu können, zu stark, als daß mäßigende Stimmen an des Kanzlers Ohr und in das Herz der ostdeutschen Bevölkerung hätten dringen können.

Die D-Mark war ein Mythos (und wird wohl auch nach ihrem physischen Dahinscheiden ein Mythos bleiben, wie ja überhaupt der

Tod des Helden dessen Taten häufig erst in strahlendes Licht rückt), welcher der Einsicht widerstreitet, daß Geld, wie Lietaer schreibt, im Grunde nichts anderes sei als »eine Übereinkunft innerhalb einer Gemeinschaft, etwas als Tauschmittel zu verwenden.«²¹ Für diese Einsicht jedenfalls ficht er, dafür, das Denkverbot zu brechen, mit dem das Geld seiner Meinung nach belegt ist, und es endlich (wieder) als das zu gebrauchen, was es ist: als Werkzeug zur Erleichterung des Handels. Sich von Lietaer über das Mysterium Geld belehren zu lassen, darüber, warum das Geld mit einem Tabu belegt ist und worin es eigentlich besteht, führt – wie eingangs angedeutet, aber auch nur anzudeuten ist, will man sich nicht selbst aufs Glatteis begeben – einerseits zwar nur tiefer ins Dunkel, andererseits aber benennt oder vielmehr umkreist er mit seiner Gegenüberstellung von Geld als Institution und Geld als Werkzeug sehr wohl ein zentrales Problem, dessen Tragweite ihm allerdings zu entgehen scheint.

Er schreibt völlig zu Recht, daß Geld ein im Kern sozialpsychologischer Tatbestand sei: geronnenes Vertrauen, wenn man so will.²² Das ist zwar kein neuer, aber ein äußerst wirkmächtiger und von der ökonomischen Diskussion immer noch unterbelichteter Befund, welcher der vollständigen Technisierung des Mediums, so unverzichtbar die Verrechtlichung und Bewirtschaftung des Geldes in modernen Gesellschaften sind, deutliche Grenzen setzt.²³ Auch an sich wertloses Geld ist Inbegriff von Wert oder Reichtum. Es ist Symbol eines allgemeinen und deshalb allmächtigen Vermögens. Das ist weder ein Trugschluß der Geldbenutzer noch ein Rückfall des Geldes auf eine primitivere Stufe, sondern Funktionsvoraussetzung jeder Geldwirtschaft. Diese beruht nachgerade darauf, daß man das Geld nicht als bloße Konvention durchschaut beziehungsweise, sofern man es doch tut, diese theoretische Einsicht praktisch sofort wieder vergißt. Hätte es als Institution, als Sozialkörper eigener Art, als »substanzgewordene Sozialfunktion« (Simmel), keine Macht über die Menschen, von denen es zugleich abhängt, würde es schon als Tauschmittel (und nicht erst als Wertspeicher) versagen. Schließlich akzeptiert man Münzen, Scheine und neuerdings elektronische Gutschriften nur in der Annahme oder eben in dem per definitionem ungedeckten Vertrauen darauf,²⁴ sie auch wieder loszuwerden, das heißt, sie in Zukunft zur Befriedigung noch gar nicht aktueller Bedürfnisse einsetzen zu können.

Eine Historisierung des Arguments, so als ob es einstmals nötig gewesen wäre, das Geld als mit eigener Kraft begabten Fetisch mißzuverstehen, es heute, in aufgeklärten Zeiten, jedoch als Konvention zu verstehen und zu behandeln,²⁵ übersieht nicht nur, daß das Geld gerade als an sich wertlosem, universellen Tauschmittel ein Funktions- oder Eigenwert zuwächst, es mithin gerade als wertloses wertvoll wird, sondern auch – und das ist hier entscheidend – daß eine Konvention als Konvention zu verstehen, diese, wie der Börsenhandel täglich demonstriert, wenn schon nicht an sich untergräbt, so doch zu ihrer Untergrabung einlädt. Damit ist zwar nicht gesagt, daß es wahrscheinlich oder gar alltäglich wäre, daß dem Geld das Vertrauen entzogen wird – dafür ist Vertrauen generell eine zu robuste Grundlage –, wohl aber, daß die Wirtschaft zusammenbricht, wenn dies geschieht, dann nämlich, wenn die Übereinkunft, etwas als Tauschmittel zu akzeptieren, als kündbare Verabredung aufgefaßt wird.

Nun plädiert Lietaer jedoch, offensichtlich ohne sich diese sozialpsychologische Erkenntnis zu Herzen zu nehmen, für die (Re-)Konventionalisierung und das heißt für die Entweihung des Realmysteriums Geld: Er schlägt nämlich vor, die Akzeptanz der Komplementärwährungen dadurch zu sichern oder allererst zu erzeugen, daß sie unmittelbar an Ressourcen wie (durchschnittliche) Arbeitszeit oder (standardisierte) Warenkörbe angebunden werden. Die vorstehenden Überlegungen zur Legitimität oder notwendigen Latenz des Geldes legen nun jedoch nahe, daß gerade diese vermeintliche Rekonventionalisierung des Geldes dieses in seiner Akzeptanz bedroht oder doch zumindest seinen Geltungsradius über eine sehr kleine Gruppe sich freundschaftlich zugetaner oder ideologisch verbundener Leute hinaus einschränkt. Ein Geld, von dem man weiß, daß es ohnehin nicht jeder nimmt oder daß es jederzeit zugunsten eines aus welchen Gründen immer attraktiveren Tauschmittels zurückgewiesen werden kann, hat wenig Chancen auf Erfolg.

Die Attraktivität der D-Mark, um noch einmal auf dieses Beispiel zurückzukommen, lag und liegt nicht allein in dem mit ihr assoziierten Wohlstand, sondern gerade auch in dem Wissen, mit ihr ein Medium in Händen zu halten, das seinem Besitzer nahezu unbegrenzte Wahlmöglichkeiten erschließt. Diese Potenz wächst dem Geld nun aber in eben dem Maße zu, indem es seinen instrumentellen Charakter ab-

streift und zur Institution wird, die Macht hat über die, deren Werk(zeug) sie ist.

III.

Das zweite, und wie man in Hinblick auf den engeren Zusammenhang von währungspolitischer Diagnose und Therapie wohl sagen kann, wichtigere Feld, auf dem Lietaer intervenieren möchte, sind die internationalen Finanzmärkte. Der eigentlichen Diskussion seiner Vorschläge schicke ich eine Beschreibung dieser Märkte vorweg, da das Bild, das Lietaer im Interview wie auch in seinem Buch von ihnen zeichnet, noch zu skizzenhaft bleibt.²⁶

Die objektive Bedeutung der Finanzmärkte, und das heißt zunächst einmal nur ihr gesamtwirtschaftliches Gewicht, der Anteil, der internationalen Finanzmarkttransaktionen am Weltbruttosozialprodukt zukommt, hat in den vergangenen 30 Jahren sprunghaft zugenommen, und ein Ende dieser Entwicklung ist nicht abzusehen. Zugenommen hat ihre Bedeutung auch insofern, als daß die Bewertung nicht nur von konkreten Investitionsprojekten, sondern von den politischen, rechtlichen und sogar kulturellen Rahmenbedingungen der Investitionen, von Wachstums- und Innovationspotentialen ganzer Branchen und Regionen zunehmend den Finanzmärkten und nicht einzelnen Investoren überlassen wird. Die Wirklichkeit scheint sich dem Modell annähert zu haben, demzufolge den Finanzmärkten nicht zuletzt die möglichst effiziente Ressourcenallokation obliegt, also das Einsammeln »müßigen« Kapitals und sein Einsatz am Ort seiner höchsten Profitabilität. Daß diese Beschreibung trügt oder zumindest in dem Sinne nicht stimmt, daß die Liberalisierung und das Wachstum der Finanzmärkte von einer entsprechenden Zunahme der Realinvestitionen und Beschäftigtenzahlen begleitet würden,²⁷ ist ein Defekt, dem Lietaer nicht weiter nachgeht. Ihn beunruhigt vielmehr die dem Weltfinanzsystem inhärente Instabilität. Ob die Chancen, daß es zu einem weltweiten Währungszusammenbruch kommt, nun wirklich 50 zu 50 stehen,²⁸ ist dabei weniger erheblich als die bloße Möglichkeit, daß eine internationale Währungskrise die Weltwirtschaft ähnlich wie 1929 in den Abgrund reißt und darüber hinaus komplette Gesellschaften

desintegriert.²⁹ So unverzichtbar die Dokumentation und Aufarbeitung der Geschichte und des Verlaufs einzelner Krisen ist, die theoretisch drängendere Frage lautet, woher die eben nicht bloß wirtschaftlich bedenkliche Instabilität des Währungssystems rührt und wie gegebenenfalls gegen sie vorgegangen werden kann.

Unter der Hand habe ich die internationalen Finanzmärkte mit dem Begriff des Weltwährungssystems vertauscht. Die Ineinssetzung der beiden Begriffe ist natürlich unzulässig oder zumindest ungenau – und doch macht sie Sinn. Denn zum einen liegt es in der Tendenz der Finanzmärkte, die auf ihnen gehandelten »Güter« wie Schuldverschreibungen, Aktien, Fonds oder Derivate so liquide oder handelbar wie nur irgend möglich zu halten und damit zu »geldnahen« und nicht selten trotzdem renditeträchtigen Titeln fortzuentwickeln – mit dem oben bereits erwähnten Effekt, daß es zunehmend schwieriger wird, die Geldmenge vernünftig zu operationalisieren –, so daß sich Kapitalien und Währungen einander immer mehr annähern. Zum anderen haben Währungen seit Mitte der siebziger Jahre die klassischen Vermögensanlageformen Aktie, Rentenpapier und Immobilie ergänzt und, sieht man auf die jeweiligen Umsätze, weit hinter sich gelassen. Eine Anlage in Devisen, wenn sie denn tatsächlich – was faktisch nur in Ausnahmefällen vorkommt – in Bargeld und nicht in geldnahen Forderungen gehalten wird, trägt zwar keine Zinsen, kann dafür jedoch an Liquidität wenn überhaupt, dann nur von anderen Währungen überboten werden. Auf Kursschwankungen hingegen läßt sich aufgrund der hohen Volatilität auf dem Geldmarkt mindestens so gut spekulieren wie bei herkömmlichen Titeln.

Seitdem die Wechselkurse der wichtigen Weltwährungen nach dem Ausscheiden der USA aus dem System von Bretton Woods 1971 freigegeben und nahezu sämtliche Kapitalverkehrsbeschränkungen aufgehoben wurden, stellen Devisen das für den heute faktisch, strukturell aber schon seit der Trennung von Eignerschaft und Management typischen, nämlich nicht an langfristigen Erträgen, sondern schnellen Gewinnen interessierten Investor das ideale Anlageobjekt dar. Tatsächlich täuschen die inzwischen im doppelten Sinne alltäglichen Börsennachrichten über das Auf und Ab von SAP, Infineon und die Deutsche Telekom nur allzu leicht darüber hinweg, daß nicht bloß der Umsatz von angeblich so langweiligen Rentenpapieren den von Aktien

(in Deutschland wie anderswo) um ein Mehrfaches übertrifft, sondern daß vor allem Aktien- und Rentenmärkte zusammengenommen dem internationalen Währungshandel gegenüber eine geradezu zwergenhafte Existenz führen: Werden dort pro Tag Milliarden Dollar bewegt, so sind es hier Billionen. Die weltweit im Laufe eines Jahres mit dem Handel von Verbrauchs- und Investitionsgütern erzielten Umsätze werden auf den Devisenmärkten innerhalb weniger Tage erreicht.³⁰ Die Verbriefung, also die tendenzielle Monetarisierung und Liquidisierung aller erdenklichen Eigentumstitel auf der einen und die eindeutige Dominanz der Währungsgeschäfte auf der anderen Seite rechtfertigen also die weitgehende Gleichsetzung von Finanz- und Währungsmärkten.

Zugleich ist es jedoch ein nicht allein der Größe, sondern dem »Wesen« des Geldes geschuldetes Spezifikum der Devisenmärkte, das gesamtwirtschaftliche Wohlergehen in viel direkterem Maße fördern oder in Mitleidenschaft ziehen zu können, als dies bei anderen Kapitalmärkten der Fall ist. Geld oder Währungen sind nicht bloß ein Anlageobjekt, sondern auch der Standard, in dem alle anderen Vermögenstitel bewertet werden. Und in dem Maße, in dem dieser Boden schwankt, schwankt alles, was auf ihm errichtet steht.

Im Prinzip drückt ein einzelner Preis nichts anderes aus als das Verhältnis von Angebot und Nachfrage nach einem bestimmten Gut. Seine absolute Höhe ist beliebig, solange das von ihm dargestellte Verhältnis, die in ihm ausgedrückte relative Nachfrage also, der Nachfrage nach Gütern überhaupt proportional ist. Nichtsdestotrotz bildet sich der Preis eines abstrakten, frei handelbaren Eigentumstitels wie einer Aktie anders als der Preis einer Ware im eigentlichen Sinne wie zum Beispiel Weizen. Während letzterer sich auch auf Termin- oder Zukunftsmärkten allein nach dem tatsächlichen beziehungsweise erwarteten Verhältnis von Angebot und Nachfrage richtet, werden in den Preis einer Aktie, selbst dann, wenn es sich um Kassa- oder Sofortgeschäfte handelt, zudem der zukünftig erwartete Gewinn des von der Aktie repräsentierten Unternehmens sowie die Gewinnerwartungen Dritter eingerechnet. Hinter dem äußeren versteckt sich gewissermaßen ein innerer Wert, auch wenn beide in ein und demselben Preis erscheinen. Einmal abgesehen davon, daß es mehr als ein Modell gibt, um zukünftige Gewinne in aktuelle Preise zu übersetzen

– und damit auch mehr als einen »richtigen« Preis –,³¹ führt die Orientierung an den Erwartungen anderer zumindest zur tendenziellen Abkoppelung der Preise von sogenannten Fundamentaldaten.³² Neben oder gar an die Stelle der Unternehmensbilanzen und Auftragsbücher treten Kursdeterminanten wie die Preisgeschichte eines Titels, symbolische Schwellenwerte (»Dow 10.000«) oder die Stimmung am Markt.³³

Noch einmal gesteigert wird diese Selbstreferentialität der Preise im Handel mit Geld oder Devisen. Geld ist der Maßstab seiner selbst. Nicht nur in dem banalen Sinne, daß 100 Euro das Zehnfache von zehn Euro sind und das Preisgefüge eine perfekte transitive Ordnung bildet, sondern auch insofern als daß selbst ein substantiell wertloses, allein durch das Versprechen einer Zentralbank, eine alte gegen eine neue Note einzutauschen, gedecktes Geld als Kredit Zinsen trägt und einen Wechselkurs hat. Die unsichtbare, wenn auch kalkulatorisch mögliche Zerspaltung des Preises eines Vermögenstitels in einen äußeren, nachfragebedingten und einen inneren, ertragsbedingten Wertbestandteil wird im Falle des selbstreferentiellen Geldes nicht etwa aufgehoben, sondern vielmehr faktisch vollzogen und sichtbar gemacht. 100 Euro können mehr oder weniger als 100 Dollar wert sein, ohne daß über die Kurs- und Zinsunterschiede auf die jeweilige Kaufkraft oder sonst ein Fundamentaldatum der Währungen rückgeschlossen werden könnte.³⁴ Damit ist einerseits zwar gewonnen, daß ein Eurovermögen anders als tautologisch gemessen und dargestellt werden kann, andererseits aber jeder sichere Maßstab dafür verloren, dessen »Wa(h)renwert« zu ermitteln und zu beziffern. Das internationale Währungssystem stellt ähnlich wie die Sprache ein sich selbst tragendes Gefüge von Differenzen dar, ohne daß es an irgendeiner Stelle in »der Realität« verankert wäre, auf die es sich nichtsdestotrotz bezieht.³⁵ Damit hat nicht nur ein Bill Gates das Problem, daß er nicht weiß, in welcher Währung er sich sein Gesamtvermögen vorstellen soll, sondern die Kalkulation aller international engagierten Akteure, ja, sogar die Konjunktur ganzer Staaten und Wirtschaftsräume steht auf wackligen, weil von Zins- und Wechselkursschwankungen abhängigen Füßen.³⁶

Einzelne Geschäfte lassen sich zwar über Währungstermingeschäfte gegen Wechselkursrisiken versichern; daß ein steigender Euro die Exportaussichten (allerdings auch das Selbstbewußtsein) der Europäer

trübt, läßt sich jedoch nicht durch Interventionen der Europäischen Zentralbank auf den internationalen Devisenmärkten verhindern. Im Gegenteil: Gerade die Willfähigkeit der Zentralbanken gegenüber den wirtschaftspolitischen Wünschen ihrer Regierungen ist ein probates Mittel, den Wechselkurs zu schwächen. Die Wechselkursentwicklung jedoch ist neben den Zinsen zur wichtigsten und im Unterschied zu diesen so gut wie überhaupt nicht (mehr) durch Eingriffe zu beeinflussenden Determinante der Weltwirtschaft geworden.³⁷ Die Währungsspekulation, deren Motiv es nach Freigabe der Wechselkurse zunächst noch gewesen sein mag, sich gegen Handelsrisiken zu versichern, ist längst autonom geworden. Auch wenn man in Rechnung stellt, daß eine einzelne Handelstransaktion durch parallele Währungsgeschäfte mehrfach abgesichert wird, läßt die am Welthandel gemessen völlig disparate Zunahme der Währungsgeschäfte keinen anderen Schluß zu, als daß das Spekulationsmotiv sich verselbständigt hat. Spekuliert wird im globalen Casino in erster Linie nicht, um Währungsrisiken vorzubeugen, sondern um spekulativ Gewinne zu erzielen, mit dem Effekt, daß die Spekulation selbst sich ihren Anlaß und ihre Möglichkeiten stets aufs neue nachliefert. Dagegen wäre nicht einmal etwas zu sagen, wenn nicht die Spekulation zum einen kurzfristige Engagements in möglichst liquiden Titeln, Währungen also, jeder langfristigen, verbindlichen, weil Kapital bindenden Investition gegenüber privilegieren und zum zweiten das systemische oder Gesamtrisiko erhöhen würde, daß eine Krise auf den Finanzmärkten zum Totalzusammenbruch führt.³⁸

IV.

Lietner sucht gegen die inhärente Instabilität der Finanzmärkte und die Kurzfristig- und damit Kurzsichtigkeit von Investitionen mit seinem Vorschlag zur Schaffung einer globalen Referenzwährung namens Terra anzugehen.³⁹ Aus dem Spekulationskarussell sucht er Terra dadurch herauszuhalten, daß er sie an einen rohstoffbasierten Warenkorb bindet. Der Wert eines Terra wäre dann nicht der von x Dollar oder y Euro – obwohl man auch Terra frei handeln können soll –, sondern als Bruchteil einer bestimmten Waren- beziehungsweise Rohstoffmenge

definiert. Ein Terra berechtige zum Empfang von x Barreln Öl, y Tonnen Kohle, z Zentnern Weizen usw. Der Tauschwert dieser Güter und damit des Terra würde natürlich je nach Fördermenge, Ernteausfall und aktueller Nachfrage weiterhin schwanken, nur erschiene diese Wertschwankung nicht in Terra, sondern nur in konventionell ausgedrückten Rohstoffpreisen. Mit Terra, so schwebt es Lietaer vor, würde endlich ein Pflock in das von den realwirtschaftlichen Vorgängen abgekoppelte Währungssystem geschlagen. Endlich wüßte jeder, wieviel sein Geld wert ist, und auch Bill Gates könnte sich vorstellen, welche Sachwerte sein Kapital zu kommandieren imstande wäre. Auf steigende oder fallende Preise von Waren, Immobilien, Renten oder Aktien ließe sich nach wie vor spekulieren, nur wüßte man jetzt um den inneren Geldwert und wäre deshalb nicht länger vor die schwierige und folgenreiche Entscheidung gestellt, in welcher Währung man fakturiert. Nicht der Spekulation schlechthin, die, wie ein Blick auf die Warenterminmärkte beweist, durchaus kursglättende und damit für die Gesamtheit wohltätige Effekte zeitigen kann, wohl aber der Währungsspekulation, die »Luftgewinne« verspricht und eben deshalb Kapital anzieht, wäre das Handwerk gelegt.

So weit entspricht Lietaers globaler Währungsreformvorschlag in etwa den Ideen Hayeks, mit dem Unterschied, daß dieser keine wertstabile Weltwährung dekretieren, sondern der freien Konkurrenz mehrerer Privatgelder die Auswahl eines Warenkorbs und das Geschäft der Wertsicherung überlassen wollte.⁴⁰ Unvereinbar mit Hayeks Vorstellungen ist jedoch die von Lietaer aufgegriffene Zentralidee Gesells, das neue Geld mit einer Hortungsgebühr – eigentlich: einer *Antihortungsgebühr* – zu belegen.⁴¹ Für Hayek wäre es geradezu widersinnig, einerseits ein wertstabiles und deswegen begehrtes Geld zu kreieren (beziehungsweise den Wettbewerb ein solches ermitteln zu lassen), andererseits jedoch die potentiellen Nutzer und Halter dieses Geldes durch Strafzinsen davon abzuschrecken, es faktisch in Gebrauch zu nehmen. Mehr noch, für Hayek ist die Hortungsgebühr nichts anderes als eine institutionalisierte und offen proklamierte Inflationierung des Geldes, die es doch gerade zu bekämpfen gilt. Die Anhänger einer derartigen Freigeldlehre, so Hayek, würden offenbar nicht erkennen, daß uns der Staat immer schon »mit dem *Schwundgeld* versorgt hat, das von Silvio Gesell empfohlen worden war«.⁴²

Dieser zunächst einmal einleuchtende Einwand wird von den Gesellianern dadurch gekontert, daß es selbstverständlich nicht darum gehe, Vermögenswerte zu inflationieren, sondern das Geld als Vermögensanlage unattraktiv zu machen.⁴³ In der Tat, während es Hayek darauf ankommt, den Zusammenhang der Geldfunktionen zu forcieren, sprich: Geld auf dem Wege seiner »Inwertsetzung« zu einer verlässlichen Recheneinheit und einem begehrten Tauschmittel zu machen, wollen jene den, wenn nicht verhängnisvollen, so doch dysfunktionalen Zusammenhang der Geldfunktionen aufsprengen. Sie wollen die Wertspeicherfunktion von der Wertstandard- und Tauschmittelfunktion abtrennen und die erstgenannte exklusiv an die übrigen »eigentlichen« Kapitalgüter delegieren. Unter dieser Bedingung, das heißt, wenn diese Trennung sich durchführen ließe, wäre der Negativzins, der für das Vorhalten von Bargeld entrichtet werden müßte, nicht gleichbedeutend mit Inflation, sondern vielmehr Handels- und Investitionsanreiz. Erst das wäre »capitalism at its best«.⁴⁴

Die theoretisch relevanten Fragen, die zur Beurteilung der Freigeldlehre Gesells und damit auch der Lietaerschen Vorschläge geklärt werden müssen, lauten also erstens, ob sich die Geldfunktionen überhaupt beziehungsweise in der gewünschten Richtung auseinanderziehen lassen und zweitens, ob Gesell das Phänomen des Zinses treffend beschreibt und dieser dementsprechend abgeschafft werden kann. Ich stelle diese Frage noch zurück und prüfe auch Lietaers globalen Vorschlag zunächst unter eher praktischen Aspekten.

In Anerkennung der Machtverhältnisse oder genauer, angesichts der weitgehenden währungspolitischen Ohnmacht staatlicher Akteure geht Lietaer davon aus, daß Ideen zur Reregulierung der internationalen Finanzströme wie die von James Tobin vorgeschlagene Spekulationssteuer auf länderübergreifende Kapitaltransaktionen wenig Aussicht auf Erfolg haben dürften.⁴⁵ Der Politik fehlt, nachdem mit der vollständigen Liberalisierung des Kapitalverkehrs der Geist erst einmal aus der Flasche gelassen worden war, nicht nur die Autorität, sondern von wenigen Ausnahmen abgesehen auch der Wille, ihn wieder einzufangen. Der Glaube an die Effizienz und die Selbstheilungskräfte des Marktes ist in den Hauptstädten der westlichen Welt zu stark und zu verbreitet,⁴⁶ als daß die Politik sich über die Simulation von Gestaltungsvorhaben hinaus noch ernsthaft Steuerungskompetenzen anmaßte. Das

ist vielleicht zwar realistisch, zugleich jedoch ein Realismus, der sich nicht aus Einsicht, sondern aus Enthaltensamkeit auf die Seite der Wirklichkeit schlägt.

Lietaer versucht deshalb gar nicht erst, politisch gegenzusteuern, sondern setzt auf die Vernunft der betroffenen wirtschaftlichen Akteure: Große multinationale Unternehmen sollen sich aus wohlverstandem Eigeninteresse zu einer Allianz, gewissermaßen einem privatwirtschaftlichen Pendant zum Internationalen Währungsfonds zusammenschließen, Terra zunächst nur zur Absicherung und Standardisierung der eigenen Geschäfte emittieren und auf diese Weise, als Vorbilder also, für ihre Verbreitung Reklame machen. Unternehmen, die sich nur dazu entschlossen, aus dem Währungskarussell auszusteigen, würden die kostbaren Ressourcen, die sie zur Zeit noch zur im Prinzip unnötigen Absicherung ihrer Geschäfte verschleuderten, endlich gewinnbringend anlegen können und dazu noch zur Senkung des systematischen Finanzmarktrisikos beitragen.

Der Appell an den Eigennutz ist zwar nicht zufällig eine, unter Umständen sogar *die* klassische, weil in einer Gesellschaft, die sich aus Individuen zu bestehen wähnt, hochgradig plausible rhetorische Figur, im vorliegenden Fall jedoch läuft das Argument in die Leere. Denn schon längst sind die besagten multinationalen Konzerne, auch dann, wenn sie Waschmaschinen, Zündkerzen, Pipelines oder Platinen herstellen, aktiv als Spekulanten und nicht bloß als Nachfrager von Absicherungsgeschäften auf den Finanzmärkten tätig. Sie können auch gar nicht anders: Aus Eigeninteresse, das heißt, um im Konkurrenzkampf um die billigere Produktion bestehen zu können, müssen sie um den Preis wenn nicht ihres wirtschaftlichen Überlebens, so doch ihrer Selbständigkeit jede erdenkliche Möglichkeit ergreifen, ihre Profite zu steigern, so wie ein »Fundamentalist« an der Börse auch nicht abseits stehen kann, wenn seine Konkurrenten auf Chartanalysen setzen.⁴⁷

Noch unwahrscheinlicher, als daß eine Allianz des Großkapitals Terra emittiert und auch benutzt, scheint mir, daß der Gebrauch dieser Währung die von Lietaer beklagte und zu Recht dem Zins in die Schuhe geschobene Kurzfristigkeit von Investitionen zugunsten eines nachhaltigen Wirtschaftens überwinden könnte. Aber eben gerade die Geburt einer Kultur der Nachhaltigkeit erhofft sich Lietaer von der mit einem Negativzins (den Lagerhaltungskosten) belegten Weltwährung.⁴⁸

Tatsächlich entscheidet der Zins nicht nur über die Rentabilität eines Investitionsprojekts, gibt er die Rate vor, mit der eine Investition sich »verzinsen« muß, damit sie sich gegenüber einer Anlage in Geld oder genauer der Kreditierung des Investitionsbetrags lohnt. Denn warum sollte man für eine angenommene Rendite von fünf Prozent einen mehr oder weniger mühseligen Produktionsprozeß organisieren, wenn die Bank auch nur annähernd dasselbe dafür bietet, daß man sein Konto nicht kündigt? Zudem wirkt der Zins, indem man die über die geplante Laufzeit einer Investition hinweg erzielten Gewinne Jahr für Jahr mit dem Marktzins diskontiert, wie Lietaer ganz richtig bemerkt, wie eine »Nahsichtbrille«, die Investitionen um so reizvoller erscheinen läßt, je schneller das investierte Kapital Erträge abwirft. Wäre das Geld mit einem Negativzins belegt, müßte man also desto mehr aufwenden, je länger man es hielte, würden sich umgekehrt gerade diejenigen Investitionen lohnen, die auf viele Jahre hin angelegt sind. Schön wär's. Nur läßt sich nachhaltiges Wirtschaften per Rechen- so wenig wie per Rechtsvorschrift verordnen.

Solange man für die weiterhin existenten Währungen Zinsen erhalte, wird niemand, und zwar aus denselben Gründen, derentwegen er sich der Spekulation nicht entschlagen kann, für Terra Gebühren entrichten. Gerade auf globalem Niveau wird man nicht damit rechnen dürfen, daß ein Unternehmen seine Überschüsse für eine der Idee nach gute Sache verwendet, so wie Besserverdienende einen Bruchteil ihres Einkommens für die teureren Biokartoffeln ausgeben mögen. Der Sinn oder besser, die Wünschbarkeit eines naturverträglichen, nachhaltigen Wirtschaftens steht außer Frage (einmal abgesehen davon, daß nicht selbstverständlich ist, was genau Nachhaltigkeit bedeuten soll). Es ist jedoch zweifelhaft, daß das bloße Angebot von Terra und das Verantwortungsgefühl der Wirtschaftskapitäne in dieser Richtung etwas bewirken. Die Systemzwänge, die Konkurrenz und der Profitdruck sind zu mächtig, als daß die Akteure sich ihnen entziehen könnten.

Lietaer nennt jedoch noch weitere Gründe, die für die Einführung beziehungsweise den Gebrauch von Terra sprechen.⁴⁹ Diese Argumente setzen voraus, daß es gelingt, Terra zu installieren, oder halten sich wenigstens nicht dabei auf, mögliche Hindernisse der Installation zu thematisieren. Vielmehr argumentiert Lietaer hier im Namen der wohlthuenden Effekte, die Terra, einmal etabliert, mit sich brächte. Könnte

man sich nur der Hälfte von ihnen anschließen, hätte Terra vielleicht eine Zukunft. Leider nur halten auch sie einer genaueren Prüfung nicht stand.⁵⁰

Terra soll automatisch antizyklisch wirken und damit den Konjunkturverlauf glätten. In Zeiten einer sich abschwächenden Konjunktur bestehe der Anreiz, Rohstoffe in Terra umzutauschen, die, weil mit einer Hortungsgebühr belegt, allerdings sofort wieder in die Zirkulation eingespeist und so dem keynesianischen *deficit spending* ähnlich der mangelnden Nachfrage auf die Sprünge helfen würden. In Zeiten einer sich überhitzenden Konjunktur bestehe umgekehrt der Anreiz, Terra gegen Rohstoffe einzutauschen, um selbst zu produzieren, wodurch die umlaufende Terramenge reduziert und folglich Handel und Produktion der Schwung genommen würde. Zweifel sind angebracht. Denn erstens bestünden allein dann Chancen auf dämpfende Effekte, wenn Terra den Dollar als Leitwährung abgelöst hätte – was aus den bereits genannten Gründen nicht zu erwarten steht. Zweitens ist nicht recht ersichtlich, warum Rohstoffhalter beziehungsweise rohstoffverarbeitende Betriebe ihre Warenlager – man entschuldige dieses Wortungetüm – in lagerhaltungskostenpflichtige Terra umtauschen sollten. Das würde nur Sinn machen, wenn die Liegegebühr der Terra-Allianz niedriger läge als die Lagerkosten vor Ort und sich zudem jemand fände, der dringend Terra benötigt und selbst keine Rohstoffe hat. Anders gesagt, die Nachfrage, die der Umtausch von Rohstoffen in Terra zuallererst stimulieren soll, müßte schon vorhanden sein. Dann aber wäre die Krise auch nicht nachfragebedingt und jede Form von *deficit spending* führte zu nichts, außer daß die Inflationsrate stiege. Drittens schließlich kann man nicht davon ausgehen, daß x-beliebige Terra-Halter im Aufschwung einen Produktionswunsch verspüren und vor allem auch in der Lage wären, selber Rohstoffe zu prozessieren. Und selbst wenn: Warum sollte, nur weil die Nachfrage zum Beispiel nach leistungsfähiger Kommunikationstechnologie steigt, irgend jemand Interesse daran haben, Öl zu raffinieren oder Stahl zu kochen? Wer sollte diese Produkte dann kaufen? Kurzum, es hat nicht den Anschein, als wäre eine Warenkorbwährung als solche in der Lage, antizyklisch zu wirken. Ganz im Gegenteil dürfte die Warendeckung von Terra die Rohstoffe, die hinter ihr stehen, zu einem gänzlich unabhängig von Auf- und Abschwüngen gefragten Spekulationsobjekt machen.

Wundersam ist weiter die Lietaersche Annahme, mit Terra würden illiquide in liquide Vermögensgüter verwandelt (Punkt 3), und zwar in zweifacher Hinsicht. Zunächst deshalb, weil die zur Deckung der Währung erforderliche Lagerhaltung potentiell riesige Ressourcenbestände immobilisiert – je mehr, desto erfolgreicher die Währung ist. Diese Ressourcen würden dem Handel, der Weiterverarbeitung und dem Verbrauch entzogen. Und zum anderen deshalb, weil die Liquidität einer Währung einerseits zwar ihren Wert steigert, andererseits aber zur Spekulation einlädt, die Lietaer gerade vermeiden will. Man wird eher davon ausgehen müssen, daß die Lagerhaltung makroökonomisch einer groß angelegten Verschwendung gleichkommt. Jede Warendeckung einer Währung und erst recht die Deckung einer Weltwährung durch Rohstoffe, ist (wie wir gleich sehen werden: wenn auch nicht praktisch, so doch) der Idee nach gleichbedeutend mit der Stilllegung nicht allein dieser Güter, sondern der Fesselung von Kapital, das so zwar der Spekulation entzogen, zugleich aber der Investition vorenthalten würde. Es ist vielleicht kein angenehmer, aber ein unabweisbarer Befund, daß das Geld in einer entwickelten Geldwirtschaft seine Funktion als Arbeitskapital nur um den Preis seiner Funktion als »Direktanlage« erfüllt. Paradoxerweise erzeugt beziehungsweise erhöht gerade die Liquidität, also der Grad an Wahrscheinlichkeit, sich aus welchen Gründen auch immer aus einem Engagement zurückziehen zu können, die Bereitschaft, sich zuallererst auf ein derartiges Engagement einzulassen. Um diesen Zusammenhang weiß Lietaer natürlich auch, anders wäre sein Plädoyer für mehr Liquidität überhaupt nicht zu verstehen. Was ihm jedoch entgeht oder vielmehr was er verdrängt, ist, daß wer Liquidität sät, zwangsläufig Spekulation erntet.

Richtig ist, daß Terra, so wie die Währung konzipiert ist, einen internationalen Währungsstandard bilden würde (Punkt 1). Ein solcher Standard wäre nicht nur für Händler und Produzenten – wären sie auch nichts als Händler und Produzenten –, sondern gerade auch vom Standpunkt des Wirtschaftssystems aus wünschenswert. Trotzdem ist alles andere als sicher, daß die Warendeckung von Terra als solche tatsächlich ein Stabilitätsfaktor wäre (Punkt 5). Schließlich funktionierte auch der vielgerühmte Goldautomatismus in den Jahren des klassischen Goldstandards vor dem Ersten Weltkrieg nicht etwa des-

halb, weil der Kurs der Landeswährungen nicht über den »oberen Goldpunkt« steigen oder den »unteren Goldpunkt« fallen konnte – ein Korridor, dessen Weite von den Transportkosten des Goldes vom einen ins andere Land abhing –, ohne Goldzu- beziehungsweise -abflüsse auszulösen, welche die »Parität« wiederhergestellt hätten, sondern vielmehr weil die am Goldstandard beteiligten Länder dazu bereit waren, ihren Währungen wechselseitig zu Hilfe zu eilen, und es sich vor allem leisten konnten, geld- und fiskalpolitisch nur wenig Rücksicht auf die arbeitende Bevölkerung zu nehmen.⁵¹ Die internationale Währungsspekulation, die es seinerzeit schon ebenso gab wie die Freizügigkeit des Kapitals, konnte sich schlicht darauf verlassen, daß die Regierungen bei Kursabweichungen zugunsten einer Erneuerung des Status quo ante intervenieren würden. Mit anderen Worten, der Goldstandard wie überhaupt warenkorbbasierte Währungen sind alternativen Wechselkursregimes nicht per se überlegen, sondern auch sie funktionieren letztlich aufgrund des in sie gesetzten Vertrauens. Wird dieses Vertrauen erschüttert oder zerbricht es gar, wird kein Goldvorrat der Welt die Erosion des Systems aufhalten können. Im übrigen wird von den Anhängern des Goldstandards oder modernisierter warenkorbbasierter Währungen gerne vergessen, daß die *natürliche* Knappheit des Goldes beziehungsweise der Waren nicht nur eine relative Garantie gegen die Inflationierung des Geldes, sondern zugleich eine *absolute* Grenze des wirtschaftlichen Wachstums darstellt. Will sagen: Hätte man im späten 19. Jahrhundert keine neuen Goldminen in Südafrika und Alaska erschlossen, wäre der Goldstandard nicht erst im Ersten Weltkrieg zerbrochen.⁵²

Terra soll nun aber der Goldwährung gegenüber voraushaben, daß die von ihr repräsentierten Güter, die zu ihrer Deckung vorgehalten werden, der Warenwelt nicht wie das Gold als inkommensurable Resource gegenüberstehen, sondern dieser je nach Marktlage entzogen oder zugeführt werden können. Erstens jedoch überschätzt Lietaer damit die Flexibilität der Rohstoffherzeugung. Unter Umständen nämlich erscheinen die Rohstoffe auf dem Markt beziehungsweise in den Lagern der Allianz erst, wenn die Nachfrage nach Terra schon wieder gesunken ist, so daß Terra im diametralen Gegensatz zur erwünschten antizyklischen vielmehr eine prozyklische Wirkung entfalten könnte. Zweitens würden nicht zuletzt aus dem Grunde der Rigidität aller

Warenwährungen, ob intendiert oder nicht, terranahe Forderungen entstehen, »parasitäre Geldarten« oder »Schmarotzer-Währungen«, deren »unvermeidliches Auftreten« wie vor allem deren Neutralisierung Hayek nicht von ungefähr für »das ernsthafteste Problem« hält, das die Einführung eines privaten, güterbasierten Geldes aufwirft.⁵³ Es geht, anders gesagt, um die von Lietaer nirgends berührte Frage, ob und, wenn ja, wie die Giralgeldschöpfung des Bankensystems, welche die Geldmenge nolens volens von der Währungsbasis entkoppelt, unterbunden respektive gesteuert werden soll. Es ist jedenfalls schwer vorzustellen, was dagegen getan werden könnte, daß Finanzintermediäre ihren Kunden in Terra denominierte Kredite anbieten, ohne selbst im entsprechenden Umfang Terra zu halten. Damit aber wäre die von Lietaer ersehnte Stabilisierung jedoch im Kern bedroht.

Drittens wird auch dann, wenn der Warenwert von Terra wider Erwarten doch mehr oder weniger konstant gehalten werden könnte, der Wechselkurs von Terra zu anderen Währungen weiterhin floaten. Der alltäglichen Spekulation kann durch die Spekulation auf den Umtausch von Terra zum Beispiel in Dollar – also doch so etwas wie eine Tobin-Steuer – vielleicht Einhalt geboten werden, dem Terminhandel *in* Terra hingegen steht, soweit ich sehe, nichts entgegen. Der Terminhandel würde zwar wie die Giralgeldschöpfung die Liquidität und damit endlich einmal die Attraktivität dieser Währung erhöhen, zugleich jedoch der Spekulation Tür und Tor öffnen und vor allem das Risiko einer unlösbaren Liquiditätskrise heraufbeschwören. Denn wer soll, ja, wie soll man, für den Fall, daß der finanzielle Überbau zusammenfällt, Geld nachschießen, das nur gegen die Einlieferung von Rohstoffen emittiert werden darf? Die Allianz als *lender of last resort* fällt jedenfalls aus. Und nicht nur das. Das ganze System beruht darauf, daß es einen solchen nicht gibt. Stabil wäre es deshalb nur in einer geschlossenen Wirtschaft, in der es zwar den Tausch, nicht aber Investitionen, Innovationen und Pleiten gibt, einer Wirtschaft folglich, die vielleicht zwar die Gefahren bannt, welche uns heute drohen, sich dafür aber dem Morgen verschließt. Es hat mithin nicht den Anschein, daß Terra der Spekulation Herr werden könnte beziehungsweise nur dann stabilisierend wirkte, wenn gar kein Bedarf an Stabilisierung besteht.

V.

Neben diesen praktischen Problemen, auf die man mit der Einführung von Terra sehr wahrscheinlich stieße, gibt es ein weiteres wesentliches, bisher nur erst gestreiftes Hindernis, welches den Komplementärwährungen überhaupt entgegensteht, Lietaer zufolge allerdings gerade ihren Reiz ausmachen und ihr Funktionieren verbürgen soll: ihre Belastung mit einem Negativzins. Ich nehme hier die oben zurückgestellten Fragen nach dem Zusammenhang der Geldfunktionen und der Natur des Zinses wieder auf.

Die Tauschmittelbesitzer ihren Besitz etwas kosten zu lassen, anstatt sie, als Verleiher von Geld, mit Zins zu belohnen, war der Vorschlag Gesells gewesen. Ähnlich wie nach ihm Keynes sieht Gesell, daß der Geldzins dieses aus einem Schmiermittel in einen Störenfried der Wirtschaft verwandelt. Anstatt den Tausch zu erleichtern oder überhaupt erst zustandezubringen, könne das Geld »dank seiner körperlichen Verfassung«⁵⁴ so gut wie unverrottbar und quasi kostenlos aufzubewahren zu sein, anders als alle anderen Waren der Zirkulation je nach Gusto der Geldbesitzer entzogen werden. Dafür aber, daß sie eben dies nicht tun, sondern das Geld den Handeltreibenden zur Verfügung stellen, verlangen sie Zins. »Die Abgabe, die das Geld für seine Benutzung erhebt, [...] ähnelt [...] der Abgabe, die die Raubritter im Mittelalter erpreßten.« »Wir bezahlen im [Zins] also nichts weiter als die Tätigkeit der Kapitalisten, die darin besteht, dem Handel Steine in den Weg gewälzt zu haben.«⁵⁵ Ich komme gleich darauf zurück, was von dieser These oder vielmehr ihrer Begründung zu halten ist. Auf jeden Fall aber führt die Nutzung der unzweifelhaft gegebenen Option, das Geld, nachdem man es eingenommen hat, nicht sofort wieder auszugeben, dazu, daß das Saysche Gesetz, demzufolge jedem Angebot eine gleich große Nachfrage gegenübersteht, insofern jenes ja nur in Hinblick auf dieses erscheint, praktisch ausgehebelt wird. Wenn durch die Vermittlung von Geld Kauf und Verkauf räumlich, vor allem aber zeitlich getrennt werden können, dann steht es – mit oder ohne Zins – im Belieben der Geldhalter, die Kette aufs neue zu schließen. Gesell schlägt deshalb vor, das Geld mit einem Negativzins zu belegen, um es, einmal erlöst, zum sofortigen Wiedereintritt in die Zirkulation zu zwingen. Dann und nur dann fungiere es als neutraler, genauer: nur als

neutraler wohlthuender Mittler; dann und nur dann stünden sich Angebot und Nachfrage gleichberechtigt gegenüber. Die Hortungsgebühr wirke wie ein Ausgabezwang, der das natürliche Gleichgewicht, von der die ökonomische Theorie seit ihren Anfängen träumt, allererst realisiere. Was ist von dieser Geldlehre zu halten?

Ein Blick in die Geschichte zeigt, daß Geld im Unterschied zur heute immer noch herrschenden Meinung keineswegs wie von selbst aus dem Tauschhandel hervorgegangen ist⁵⁶ und deshalb seiner Bestimmung nach nicht nur oder eigentlich Tauschmittel ist, sondern vielmehr vielfältige Ursprünge hat und seine Karriere auch anders denn als, um nicht zu sagen, gerade nicht als Tauschmittel angetreten hat. Neuere historische und ethnographische Forschungen, aber auch theoretische Überlegungen legen nahe, daß man, wenn überhaupt von einem Schematismus der Geldentstehung gesprochen werden kann, diese vom Primat der meist zu Unrecht unter die Tauschmittelfunktion subsumierten Zahlungsmittelfunktion, das heißt dem Gebrauch des Geldes als eines religiös oder staatlich legitimierten Schuldentilgungsmittels, auszugehen hat.⁵⁷ Ja, der Befund, daß Märkte als für die Versorgung der Bevölkerung zentrale Einrichtungen nur dort nachzuweisen sind, wo ein Zahlungsmittel im Umlauf ist, spricht wenn schon nicht für den Vorrang des Geldes vorm »professionellen« Handel, so doch für deren Gleichursprünglichkeit. Mit anderen Worten, es scheint, als wurde Geld als Zahlungsmittel (oder auch als Preziose) zum evolutionär erfolgreichen Elixier des Kapitalismus.

Grundsätzlich sollten die Geldfunktionen sich also trennen lassen, da sie schließlich erst im Laufe der Geschichte auf dem einen oder anderen Wege zusammengefunden haben. Das jedoch nicht von ungefähr. Auch wenn es richtig ist, daß modernes »Allzweckgeld« nach wie vor in verschiedenen Formen auftritt, so wie man Schecks oder Kreditkarten sehr wohl zum Bezahlen, nicht aber zum Sparen, als Wertespeicher also, benutzt, erfüllt unser Bar- oder Zentralbankgeld im Unterschied zu primitiven Geldern alle drei beziehungsweise, wie man in Hinblick auf die Zahlungsmittelfunktion sagen sollte, vier Geldfunktionen zugleich. Darin liegt einerseits fraglos ein Rationalitätsgewinn, da Allzweckgeld sowohl zur Kalkulation, zum Bezahlen von Waren, Dienstleistungen, Steuern, Strafen oder Schulden wie zum Vorhalten taugt, andererseits aber, wie von Gesell richtig gesehen, ein

Krisenpotential, insofern die Wertspeicherfunktion der Tauschmittelfunktion des Geldes im Wege stehen kann. Gesell versprach sich von seiner Konzeption eines negativ verzinsten Geldes nicht nur das Ende monetär bedingter Wirtschaftskrisen,⁵⁸ sondern zudem eine gesteigerte Reichtumsproduktion, da das Freigeld, sofern es nicht für den alltäglichen Handel und Einkauf gebraucht werde, jetzt unter Investitionszwang stehe.⁵⁹ Wer sein Geld nicht sparen kann, der stecke es eben in Häuser, Fabriken und Schiffe. Zur Fehlallokation, wie ein üblicher Vorwurf lautet, muß es dabei nicht einmal kommen, da die Anleger auch weiterhin um die profitabelste Investition konkurrieren würden.

Wäre der erneute Gebrauch verschiedener funktionsspezifischer Geldarten tatsächlich die einzige Last, die man zu schultern hätte, um zu verhindern, daß das Sparen den Handel blockiert, wäre Gesells Vorschlag durchaus zu begrüßen. Was er und Lietaer jedoch übersehen, ist, daß die Alternative Sparen oder Investieren nicht zwangsläufig zugunsten der zweiten Option aufgelöst, sondern lediglich durch die Alternative Konsumieren oder Investieren ersetzt würde. Ließe sich die Geldmenge tatsächlich exogen kontrollieren – eine Annahme, die Gesell allzu beiläufig für gesichert hält⁶⁰ und die auch nicht dadurch wahrgemacht werden kann, daß man die Währung an einen Warenkorb bindet –, dann wäre das Resultat einer negativ verzinsten Währung nicht Inflation, wie Hayek befürchtet, sondern Konsumismus. Ganz im Sinne Batailles hieße das Programm Verschwendung und nicht Akkumulation.⁶¹ Keine gute Aussicht für »den nachhaltigen Wohlstand schon innerhalb einer Generation«.

Dessen ungeachtet sieht Lietaer im Negativzins den »Schlüsselmechanismus« zum Erfolg der Komplementärwährungen.⁶² Immerhin spricht er von *Komplementärwährungen*, die das bisherige Geldsystem nicht ablösen, sondern optimieren sollen. Insofern blieben die das Wachstum dämpfenden Effekte negativ verzinsten Währungen begrenzt. Was auf den ersten Blick zudem besticht, ist, daß er die Höhe des Liegegeldes nicht willkürlich festsetzt, sondern den Terra-Haltern dafür, daß sie ein per definitionem stabiles Geld in Händen halten, bloß die effektiven Kosten dieser Garantie, nämlich die für die Dekkung der Währung durch Rohstoffbestände anfallenden Lagerhaltungskosten aufbürden möchte. Diese selbstverständlich auch im Hayekschen Modell auflaufenden Kosten würden nur nicht wie bei diesem im

Verkaufspreis beziehungsweise in den Kreditzinsen für das Privatgeld versteckt,⁶³ sondern transparent und anteilig auf die Geldhalter umgelegt. Fraglich ist jedoch seine Behauptung, daß Terra den Welthandel verbilligt (Punkt 2). Es stimmt zwar, daß Terra, gesetzt man nähme dieses Geld in Gebrauch, wie jedes Tauschmittel die Transaktionskosten senkt. Insofern Terra als Tauschmittel jedoch nicht nur Geld ist, sondern auch Geld kostet, genauer: nicht erst Zinsen dafür gezahlt werden müssen, so man sich Terra *leiht*, sondern schon dafür, daß man Terra *gebraucht*, steigen die Transaktionskosten gegenüber herkömmlichem Geld. Ob diese Kosten niedriger liegen als die für ein zu Versicherungszwecken abgeschlossenes Währungstermingeschäft, ist eine empirische Frage, die zu beantworten dem Markt zu überlassen wäre. A priori spricht jedenfalls nichts dafür, daß der Zahlungsverkehr in Terra billiger abgewickelt werden könnte als in Euro, Yen oder Dollar. Unverständlich ist daher Lietaers Behauptung, Terra stelle Arbeitskapital zu günstigeren Konditionen zur Verfügung als Nationalwährungen (Punkt 4), zumal in Terra widersinnigerweise überhaupt keine Kredite aufgenommen werden können sollen⁶⁴ – eine die eigene Konzeption dementierende Forderung, da der Kauf beziehungsweise der Eintauch von Rohstoffen, der notwendig ist, um an Terra zu kommen, schließlich nichts anderes ist als eine Form von Kredit.

Was die lokalen Komplementärwährungen anbelangt, bedeutet die Hortungsgebühr, die Schwelle zur Teilnahme an Tauschringen, die sich ja ohnehin schon durch ein strukturell limitiertes, allein aus brachliegenden Überschüssen bestehendes Angebot vom Marktangebot überhaupt unterscheiden, noch höher zu legen. Wenn nämlich die Akkumulation von Komplementärwährungseinheiten über ein technisch unabdingbares Maß hinaus untersagt beziehungsweise mit einem Strafzins belegt wird, also auch keine (und sei es zinslosen) Geldkredite aufgenommen und gewährt werden können, dann wird jeder nur jene Leistungen in einen Tauschring einbringen, die sich mehr oder weniger direkt durch Gegenleistungen vergüten lassen. Die Rationalität des Sparens, die ein Teilaspekt der Rationalität des Geldes ist – eine zugegeben ambivalente Rationalität, insofern individuell sinnvolles Verhalten makroökonomisch dysfunktionale Folgen zeitigen kann –, wird damit aufgehoben, ohne daß ein funktionales Äquivalent an ihre Stelle träte. Denn selbst wenn das Sparen von Geld sich jetzt deshalb

erübrigen sollte, weil dem eigenen Angebot von Waren und Dienstleistungen – die Transformations- und Reduktionsprobleme von Werten auf Preise einmal beiseite gelassen – immer eine gleich große Nachfrage anderer gegenübersteht und umgekehrt, liegt es im Unterschied zur Vorratshaltung im Sinn des erst durch Geld ermöglichten Sparens, Bedürfnisse nicht allein dann zu befriedigen, wenn sie auftreten, sondern die Entscheidung darüber, wann welches Bedürfnis wie befriedigt werden soll, vertagen zu können.

Geld schafft Sicherheit, es ist ein Gewißheitsäquivalent dafür, auch in einer unsicheren Welt handlungsfähig zu bleiben. Damit stoßen wir auf die zweite, von Lietaer nirgends auch nur berührte Frage, die an Gesells Freigeldlehre zu richten ist: Warum Zins? Geldhalter sind bereit, sich die Sicherheit, die das Geld verspricht, etwas kosten zu lassen. Nicht die Entdeckung,⁶⁵ wohl aber die klassische Formulierung dieses Sachverhalts stammt von Keynes: »The power of disposal over an asset during a period may offer a potential convenience or security, which is not equal for assets of different kinds [...]. There is [...] nothing to show for [...] in the shape of output; yet it is something for which people are ready to pay something. The amount (measured in terms of itself) which they are willing to pay for the potential convenience or security given by this power of disposal [...], we shall call liquidity premium.«⁶⁶ Die Liquiditätsprämie ist derjenige immaterielle Ertrag, welchen der Besitz eines Vermögensgutes als Substitut plötzlich auftretender Bedürfnisse oder Zahlungserfordernisse mit sich bringt, und der in dem Maße steigt, in dem das Vermögensgut als allgemeines Äquivalent fungiert.

Die Liquiditätsprämie ist gewissermaßen der Gradmesser der Marktgängigkeit einer Ware beziehungsweise eines Vermögensgutes und erreicht im Geld sein Maximum. Genaugenommen müßte man sagen, daß Geld dasjenige Vermögensgut mit der höchsten Liquiditätsprämie ist. Geld hat deshalb kein Wesen, wohl aber ein Telos – nämlich Reichtum zu *mobilisieren*. Und eben für diese im Geld gipfelnde »bestimmte Unbestimmtheit«,⁶⁷ es allein im Rahmen seiner Menge für alles verwenden zu können, sind Geldhalter einen Preis zu zahlen bereit: den Zins. Das Geld selbst trägt mithin keinen Zins. Nichtsdestotrotz ist der Zins, wie Gesell richtig erkannte,⁶⁸ ein monetäres, nur geldwirtschaftlichen Verhältnissen und nicht etwa ein natürliches, allen Wirtschaftsformen eigentümliches Phänomen.⁶⁹ Geldhalter zahlen Zins, insofern er ihnen

als materielle Prämie entgeht, die sie erhielten, wenn sie ihr Geld anderen zeitlich befristet zur Verfügung stellten. Der Zins entspringt nun aber anders als Gesell meint – und dieser Punkt ist wesentlich – *nicht* den physischen Eigenschaften des Geldgutes und kann deshalb auch nicht abgeschafft werden. Er ist vielmehr der Preis, den Dritte freiwillig dafür entrichten, daß sie in den »Besitz« der Liquiditätsprämie gelangen. Daraus folgt nun aber – wie unter II unter Berufung auf Simmels Funktionstheorie des Wertes schon angedeutet –, daß Geld, selbst wenn es ursprünglich oder seinem Wesen nach nichts anderes als ein Tauschmittel wäre, das seinen Dienst als Spiegel der Werte nur dann vollkommen versieht, wenn es selbst wertlos ist, gerade als universales Tauschmittel um seiner selbst willen begehrt und somit aufs neue wertvoll wird. Anders gesagt, selbst wenn der Zusammenhang von Tauschmittel- und Wertspeicherfunktion zerrissen werden könnte, so stellte er sich doch wieder her in dem Maße, in dem »parasitäre«, nicht mit einer Hortungsgebühr belegte Gelder an die Stelle des Freigelds beziehungsweise der Komplementärwährungen treten.

Und noch etwas ist zu beachten: Je geldnäher ein Vermögensgut ist, das heißt, je leichter es in den Standard umgetauscht werden kann, der sich, sei es im Verkehr, sei es durch den Staat durchgesetzt hat bzw. wurde, desto niedriger liegt der Zins. Genaugenommen ist Gesells Forderung, das Geld mit einem Strafzins zu belegen, deshalb längst Realität. Wer Geld als Geld hält, es zum Beispiel im Kopfkissen versteckt, anstatt es aufs Sparbuch zu legen, läßt sich nämlich den Zins entgehen, den er erhielte, wenn er es wie kurzfristig auch immer verleihe. Geld, und zwar auch das Geld, das wir halten, steht immer schon unter einer Art Investitionszwang, den Gesell ihm erst auferlegen möchte. Der Unterschied, der das Freigeld vom herkömmlichen Geld trennt, liegt nicht in seinem jeweiligen Wesen, sondern im Preis. Jenes ist im Gegensatz zu dem, was Lietaer annimmt, prinzipiell teurer als dieses, was in Hinblick auf lokale Komplementärwährungen nur nicht so erscheint, da die Teilnehmer an Tauschringen – aus guten, das heißt aus praktischen Gründen – die Leistungen, die sie anzubieten haben, »unter Preis« verkaufen.

Die eigentliche Klippe, an der Gesells Freigeldlehre zerschellt, ist deshalb gar nicht die nur auf den ersten Blick so befremdliche Idee eines negativen Zinses, sondern seine Annahme, daß mit der Abschaf-

fung beziehungsweise der Manipulation des Geldes als desjenigen Vermögensgutes mit der unter den gegebenen Bedingungen höchsten Liquiditätsprämie, diese selbst oder vielmehr der Liquiditätshunger der Vermögensbesitzer abgeschafft werden könnte. Diese Annahme ist falsch, wie der Blick auf die Finanzmärkte zeigt.

Die Spekulation war in den letzten beiden Jahrzehnten kein Nullsummenspiel, sondern vielmehr ein sich selbst verstärkender, sich selbst validierender Gewinnsektor, an dem sich nicht zu beteiligen gleichbedeutend mit der Verschlechterung seiner Wettbewerbssituation gewesen wäre respektive war. Nimmt man hinzu, daß wir uns in einer neuen »industriellen«, im wesentlichen durch den verallgemeinerten Einsatz kosten- und personalsparender Computertechnologie und die neuerliche Konzentration von Unternehmen bei gleichzeitiger Verschlankung der Verwaltungsapparate gekennzeichneten Revolution befinden, die der ökonomischen Avantgarde zwar Märchengewinne beschert, andererseits aber die Profitabilität der herkömmlichen Produktionszweige untergräbt,⁷⁰ daß also müßiges Kapital ganz wie nach Lehrbuch nach Anlageformen sucht, *außerhalb des finanziellen Sektors aber keine mehr findet*, dann erhellt, daß die internationale Spekulation, die wirtschaftlichen Akteure zum Mittun zwingt – und die Zuschauer zum Mitmachen verlockt. Es liegt auf der Hand, daß die Spekulation nicht auf immer eine Wachstumsbranche bleiben kann, sondern daß es auch dann, wenn der Große Krach sich vermeiden läßt und die gegenwärtige Spekulationsblase einigermaßen behutsam deflationiert werden kann, zur »Rückkehr des Realen« kommt – wohlgemerkt: nicht zur Rückkehr der Realwirtschaft, sondern vielmehr zur Rückbesinnung auf die verdrängte Unterscheidung von Wirklichkeit und Fiktion. Bis dahin jedoch und danach wieder ist die Spekulation kein Spiel, dem man sich aus Einsicht in ihren irrealen Charakter entziehen könnte. Die Notwendigkeit, ihr technische oder institutionelle Grenzen zu ziehen, ist damit nicht in Abrede gestellt. Zu bezweifeln ist nur, daß Lietaers Vorstellung, ihr apolitisch Schranken zu setzen, praktikabler ist als neo- oder postkeynesianische Vorschläge, das System von Bretton Woods zu reanimieren und dessen paradoxerweise erst in einer Welt der flexiblen Wechselkurse aus ihrem Schlummer erwachten Institutionen zu einer Weltzentralbank auszubauen. Vielleicht aber bedarf es erst noch der Krise, die es eigentlich abzuwenden gilt, um das System so oder so zu reformieren.

Anmerkungen

Baecker, Geldfunktionen und Medienkonkurrenz (S. 12-30)

- 1 Siehe dazu Talcott Parsons, Zur Theorie der sozialen Interaktionsmedien, hrsg. von Stefan Jensen. Opladen: Westdeutscher Verl., 1980; und Niklas Luhmann, Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997, S. 316ff.
- 2 Zu letzterem ein Beispiel: Humberto R. Maturana und Gerda Verden-Zöllner, Liebe und Spiel: Die vergessenen Grundlagen des Menschseins. 2. Aufl., Heidelberg: Carl Auer, 1994.
- 3 Siehe zu ersterem exemplarisch: Silvio Gesell, Die natürliche Wirtschaftsordnung. Berlin: Neo, 1929; und zu letzterem: Friedrich August von Hayek, Entnationalisierung des Geldes. Tübingen: Mohr, 1985.
- 4 So Alfred Sohn-Rethel, Warenform und Denkform. Mit zwei Anhängen, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1978; Klaus-Dieter Oetzel, Wertabstraktion und Erfahrung: Über das Problem einer historisch-materialistischen Erkenntniskritik. Frankfurt am Main: Campus, 1978.
- 5 Siehe Georg Simmel, Philosophie des Geldes. Gesamtausgabe, Bd 6, hrsg. von David P. Frisby und Klaus Christian Köhnke, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1989, etwa S. 392.
- 6 Siehe dazu vor allem Marcel Mauss, Die Gabe: Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1990.
- 7 Das halten nicht durchgängig monetarisierte Wirtschaften durchaus anders, siehe nur Clifford Geertz, The Bazaar Economy: Information and Search in Peasant Marketing. In: American Economic Review Papers & Proceedings 68 (1978), S. 28-32.
- 8 Siehe Max Weber, Die protestantische Ethik I: Eine Aufsatzsammlung. Hrsg. von Johannes Winckelmann, 4. Aufl., Hamburg: Siebenstern, 1975, S. 20ff.; ders., Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriß der verstehenden Soziologie. 5., rev. Auflage, Studienausgabe, Tübingen: Mohr, 1972; S. 31ff.; sowie die oben (Fn. 4) genannte Literatur, die Webersche mit Marxschen Motiven verknüpft.
- 9 Die Kategorie stammt von Edward P. Thompson, The Moral Economy of the English Crowd in the Eighteenth Century. In: Past and Present 50 (1971), S. 76-136; siehe auch Georg Elwert, Ausdehnung der Käuflichkeit und Einbettung der Wirtschaft: Markt und Moralökonomie. In: Klaus Heinemann (Hrsg.), Soziologie wirtschaftlichen Handelns. Sonderheft 28 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen: Westdeutscher Verl., 1987, S. 300-321.
- 10 Mit einem Begriff von René Girard. Siehe dazu die Geldtheorie von Michel Aglietta und André Orléan, La violence de la monnaie. 2. Aufl., Paris: PUF, 1984. Leider fehlen systematische Vergleiche zwischen der Rolle der Schuldnerberatung im Konsumentenkredit und bei der staatlichen Verschuldung. Siehe jedoch Paul C. Martin, Aufwärts ohne Ende: Die neue Theorie des Reichtums. München: Langen-Müller, 1988.
- 11 Siehe zu den drei Sinndimensionen: Niklas Luhmann, Soziale Systeme: Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1984, S. 92ff.; und mit Bezug auf das Geld: Dirk Baecker, Die Unruhe des Geldes, der Einbruch der Frist. In: Waltraud Schelkle, Manfred Nitsch (Hrsg.), Rätsel Geld: Annäherungen aus ökonomischer, soziologischer und historischer Sicht. Marburg: Metropolis, 1995, S. 107-123.
- 12 So John G. Gurley und Edward S. Shaw, Money in a Theory of Finance. Washington DC: Brookings Institution, 1960, S. 141f.
- 13 Siehe Gunnar Heinsohn und Otto Steiger, Eigentum, Zins und Geld: Ungelöste Rätsel der Wirtschaftswissenschaft. Reinbek: Rowohlt, 1996; vgl. Hajo Riese, Geldökonomie, Keynes und die Anderen. In: Ökonomie und Gesellschaft. Jahrbuch 1: Die Neoklassik und ihre Herausforderungen, Frankfurt am Main: Campus, 1983, S. 103-160.